

# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Flieger über London.

Eine Londoner Erzählung aus den Spätherbsttagen 1915.

Von Justus Schoenthal

(Fortsetzung.)

6. Kapitel.

Im Hause des Viscount.

Der Hydepark troff von Nebel.

Der Londoner Himmel hatte seine allerverdrießlichste Novembermaske vor das Antlitz gezogen. Und wer heute in die britische Hauptstadt gekommen wäre, hätte geschworen, daß die Sonne wohl über Gerechte und Ungerechte, keinesfalls aber über London scheine. Sie hatte sich noch nicht blicken lassen, und da der Tag bereits zur Rüste schritt, mußte man sich damit abfinden, heute nicht von ihrem göttigen Strahl beschienen und durchwärmt zu werden.

Ueber der Landschaft lagerten dicke Nebelschwaden, und wie feiner, nasser Staub legte es sich auf Gesicht und Kleider.

Longford erblickte weit und breit keinen Spaziergänger. Wer wollte sich auch an diesem Tage eine Erkältung holen? Oder gar Gliederreißen? Er verspürt es an seiner Wunde am Bein, wie gefährlich dies feuchtkalte Wetter war. Ein wütender Schmerz stach und biß in der Narbe, als wollte das Gelenk mit roher Gewalt überstreckt werden.

Doch der junge Hauptmann war von so unbändiger Freude erfüllt, daß er weder die Sonne vermisse, noch den Schmerz mit Bewußtsein empfand. Und hätte es Schwefel geregnet und spanischen Pfeffer geschneit, er wäre nicht verdrießlich geworden.

Ueber eine Woche hatte ihn der Minister warten lassen; aber seit heute morgen war er Hauptmann im Großen Generalstab. Viscount Branch war sein unmittelbarer Vorgesetzter. Er siebte beinahe vor Lebenslust. Ein Gefühl der Erlösung, der Befreiung überkam ihn, . . . endlich nach einer entsetzungsangenen Woche der Beklemmung.

Ja, er mußte unbedingt heute noch etwas beginnen, unter Menschen kommen, fremde Gesichter sehen. Er erinnerte sich der Einladung des Viscount, ihn in seinem Palast aufzusuchen. Es war vielleicht nicht schädlich, dies schon nach so kurzer Frist zu tun. Aber er glaubte, einen Grund zu haben, der die Unschicklichkeit entschuldigte.

Und so wanderte er zu Fuß durch den nebelnassen Park. Der Novemberwind riß mit rauher Hand das dürre Laub von den Bäumen und warf es dem einsamen Wanderer klatschend ins Gesicht.

So war es ihm recht! Fühlen, körperlich fühlen wollte er den Kampf, den er aufzunehmen gesonnen war. In diesem Novembersturm mit Nässe und wirbelndem Laub schien ihm das Laub, das er befiehlte, in kriegerischer Rüstung entgegenzutreten. Er aber schritt aus, trat über das zitternde, klatschende Laub zu seinen Füßen hinweg, achtete der Räfte und

Nässe nicht, — ging hoherhobenen Hauptes durch die Gasse.

Manchmal jagte die Windsbraut Löcher in die Nebelwand. Dann wurde ein Stück Landschaft sichtbar, ein Idyll von Birken und Buchen oder eine Waldwiese mit einem niedlichen Märchenschlößchen im Hintergrund, ein morriger Baumstumpf inmitten einer natürlichen Rasenbank, der Hochsitz der Esfenkönigin und ihres Gefolges.

Er hatte einen abseitigen Fußpfad eingeschlagen und freute sich der Geisterwelt des Parkes. Wie ein fahrender Gesell aus Ostians Gefängen erschien er sich selbst in der Landschaft.

Der Zauber wich. Eine Reihe palastähnlicher Häuser schob sich als Kulisse ins Bild und gemahnte an die Wirklichkeit.

Der Palast des Viscounts Branch war bald gefunden. Er war ein sehr gebiegen erbautes, massiges Haus, im Neuzieren ohne überladene Pracht, aber auch ohne künstlerische Schönheit. Sein einziger Schmuck bestand in der gedeckten Einfahrt, auf der eine Altane ruhte. Das Haus mochte etwa fünfzig Jahre stehen und verriet in jedem Quaderstein den nüchternen, auf das Dauernde gerichteten Sinn seines Erbauers.

Dem Besucher fiel auf, daß im oberen Stockwerk eine Anzahl Fenster geöffnet standen, wie in einem Trauerhause. Sollte die Viscountess —?! Dann täte er vielleicht besser, umzukehren und seinen Besuch auf gelegenerer Zeit zu verschieben? Aber dann würde er gewiß den ganzen Nachmittag und Abend in ungenießbarer Stimmung sein, und sein Humor hatte schon in der vergangenen Woche des Wartens gerade genügend Galle angefüllt.

Er drückte auf die Hausglocke. Ein Schiebefensterchen zur Seite tat sich auf, und ein grauhaariger Diener fragte nach seinen Wünschen.

Er legte seine Karte auf eine Silberplatte. Leise öffnete sich ein Flügel des schweren Kupferbeschlagenen Tores und ließ ihn eintreten.

In einem kleinen Ankleideraum legte er ab und brachte seinen äußeren Menschen wieder etwas in Ordnung.

Dann wurde er von dem in Trauerkleide gekleideten Grankopf in einen Empfangsraum geführt, dem ein Kaminfeuer eine geruhige Behaglichkeit verlieh.

Schon nach wenigen Minuten erschien der Viscount. Er sah krank aus und übernächtigt. Dunkle Ringe zogen sich um seine Augen.

Longford ging ihm entgegen.

„Ich komme anscheinend sehr ungelegen, Mylord. Gewisse Anzeichen möchte ich fast dahin deuten, als sei das Geschehete nun doch Ereignis geworden.“

Der andere nickte. Mit müder Stimme erwiderte er: „Bitte, behalten Sie Platz!“ Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Ja, sie hat ausgelitten. Es war ein ganz sanfter Tod . . .“

Der junge Offizier drückte ihm bewegt und stumm die Hand.

„Vielleicht“, begann der Viscount wieder, „war es das Beste so. Aber für mich ist es allemal fürchterlich. Sie werden denken: Was gilt das Leben eines Menschen in einer Zeit, da Millionen und Abermillionen unter den gräßlichsten Qualen ihren Geist aufgeben müssen? — Ich habe ja auch drüben im Artois manch Schreckliches gesehen, so Schreckliches, daß ich es bis an mein Lebensende nicht mehr vergeffen werde . . . aber das war das Entsetzlichste! . . . Wissen Sie, seit vier Tagen Zuschauer, nur Zuschauer zu sein, Zuschauer dieses wahrwichtigen Kampfes zwischen den Mächten des Lebens und des Todes, nicht helfen können und dabei wissen, daß die letzte der drei Schwestern, die schon die Schere ansetzt, um den Lebensfaden zu durchschneiden — mein Gott, Sie ahnen nicht, was wir gelitten haben. Glauben Sie mir, — an Gehirnhautentzündung zu sterben, das ist der allerqualvollste Tod. Wir sind zum Schluß an ihrem Bett niedergesunken, haben die Hände gerungen und den Allmächtigen im Himmel angefleht: Herr Gott im Himmel, der du das Leben verleihst, nimm ihr in Gnaden das letzte Lebensfrüchtchen und erlöse sie von ihrem Leiden! . . . Ja, — wir haben wirklich um Ihren Tod den Himmel angefleht.“

Er bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Der Hauptmann empfand fast etwas wie Neue, daß er das Haus gerade an diesem Tage betreten. Er reichte dem Obersten die Hand.

„Verzeihen Sie . . . aber wenn ich geahnt hätte, in welcher Verfassung ich Sie antreffen würde, — ich hätte selbstverständlich ein andermal vorgesprochen.“

Der Viscount hatte sich gefast.

„Bitte, Kamerad, bleiben Sie getrost! Sie kommen vernünftig dienstlich. Es freut mich, Sie bei mir zu sehen, und es ist sicher meinen Nerven ganz zuträglich, wenn wir jetzt vom Dienst reden . . . nur vom Dienst! Das gibt der zerrütteten Seele am ehesten ihr Gleichmaß wieder.“

„Die Wahrheit zu sagen, Mylord, ich machte einen Spaziergang durch den Hydepark und faßte dabei erst den Entschluß, von Ihrer freundlichen Erlaubnis Gebrauch zu machen.“

„Sie unternahmen bei diesem Influenzawetter einen Spaziergang durch den Park? — Den Hydepark müssen Sie sich im Hochsommer betrachten, wenn alles grünt und blüht, wenn die Rindermädchen mit ihren Kleinen ihn bevölkern und sich halb London dort ein Stellbischen gibt! Aber . . . was kann Ihnen heute der Park bieten? Bestenfalls eine Lungenentzündung! Sie müssen unbedingt eine Tasse starken Tees mit Cognac zu sich nehmen.“

„Aber, Herr Oberst, ich bitte . . . Keine unnötigen Sorgen! Ich bin doch Soldat und habe eine sehr robuste Natur.“

„Kap't'n, Sie kennen die Tüden unseres Londoner Almas nicht!“

Er klingelte und gab die nötigen Anweisungen. Dann setzte er das Gespräch fort: „Eine Frage, meine Schwägerin, Fräulein von Roggenhusen, ist seit Kriegsbeginn bei uns zu Gaste. Sie ist nicht etwa Deutsche, sondern Baltin, spricht aber als Muttersprache Deutsch und kann sich auf Englisch sehr schlecht verständlich machen. Haben Sie etwa deutsche Sprachkenntnisse?“

„Ich spreche Deutsch wie meine Muttersprache“, beeilte sich Longford zu versichern.

„Dann entschuldigen Sie mich einen Augenblick. Ich glaube, etwas Zerstreutheit wird auch ihr gut tun.“

Er verschwand und währenddessen rückte der alte Grauwopf, der Longford gemeldet hatte, mit jenen leisen, ausgeglichenen Bewegungen, die die Diener vornehmer Häuser auszeichnen, den Teetisch mit den bunten Tassen aus chinesischem Porzellan an den Kamin.

Eine Portiere ward zur Seite geschoben und Marianne von Roggenhusen trat herein; der Viscount folgte ihr auf dem Fuße.

Der Hauptmann stand auf und redete sie in fließendem Deutsch an.

„Gnädiges Fräulein verzeihen, wenn ich gerade heute meine Aufmerksamkeit mache. Es ist nur die Liebenswürdigkeit Ihres Herrn Schwagers, die mich hier festgehalten. Ich hätte gewiß nicht länger gesüßelt, nachdem ich von dem entsetzlichen Unglück erfahren, das sich nun heute erfüllt und ausgeschöpft hat.“

Marianne sah ihn voll an. Es tat ihr wohl, wieder einmal Deute ihrer Muttersprache zu hören. Die Herren der Londoner Gesellschaft verwöhnten sie sonst nicht übermäßig. Weise sagte sie: „Ich danke Ihnen!“

Mit einer Handbewegung lud sie die Herren ein, wieder Platz zu nehmen. Der Diener hatte auch für sie einen geschmückten schottischen Strohfessel herbeigebracht, und sie goß den Tee ein.

Longford verglich sie unwillkürlich mit Lady Edith. Zweifellos war Edith schöner, sie blendete vom ersten Augenblick an. — Marianne von Roggenhusen besaß ein bleiches, feines Gesichtchen; sie hatte eine kleine Nase, deren Flügel, wenn sie sprach, in lebhafter Bewegung bebten; ihr Mund war schmal, die Lippen fast etwas zu dünn; die Augen zeugten vom vielen Weinen und Weinen der letzten Tage. . . . Ihre ganze Gestalt hatte etwas unsagbar Rührendes.

Longford nahm den Faden des unterbrochenen Gesprächs wieder auf.

„Sie wissen vielleicht, gnädiges Fräulein, daß ich bei Lord Southcliffe zu Gaste bin.“

„Ja. Lady Edith hat mir von Ihnen erzählt.“

„So werden Sie es kaum seltsam finden, daß ich soeben insgeheim zwischen Ihnen und Lady Edith Vergleiche anstellte, sozusagen, um den Unterschied zwischen der englischen und der deutschen Frau zu erforschen.“

„Und der Vergleich ist, wie vorauszusehen, zu ungunsten der Deutschen ausgefallen?“

„Gnädigste schreien mich für einen Deutschenfresser zu halten. Ich bin nichts weniger als das. Aber der Vergleich ist weder zu Ihren noch zu Lady Ediths Gunsten ausgefallen; ich habe ihn aufgegeben.“

„Und warum, wenn wir fragen dürfen?“ mischte sich in leidlichem Deutsch der Viscount ins Gespräch.

„Ganz einfach, weil ich weder glaube, daß Lady Edith der Typus der englischen Frau ist, noch — ich bitte um Verzeihung, wenn ich mich ungeschickt ausdrücken sollte — den Beweis für erbracht ansehe, daß das gnädige Fräulein gerade als die Vertreterin Deutschlands anzusprechen ist.“

„Sie ziehen sich aus der Schlinge, Herr Hauptmann. Seien Sie bitte ehrlich; ich nehme es Ihnen nicht übel, wenn Sie mir eine bittere Wahrheit sagen.“

„Ja, gnädiges Fräulein, ich habe eigentlich keine Ueberszeugung in diesen Dingen, mehr eine Ahnung, die unter der Schwelle des Bewußtseins ruht. Der Unterschied zwischen der englischen und der deutschen Frau läßt sich vielleicht in die zwei Sätze bringen: die englische Frau scheint mir mehr Verstand und weniger Herz, die deutsche mehr Seele und weniger Verstand zu besitzen. — Ich weiß nicht, ob das unbedingt Geltung hat, weiß auch nicht, wo hier der Vorzug zu suchen wäre.“

Der Viscount nickte beifällig. Dann meinte er:

„Sie sprechen erstaunlich gut Deutsch. Hatten Sie drüben in Amerika soviel Gelegenheit, mit Deutschen zusammenzukommen?“

Longford neigte sich vor.

„Ich hatte sogar sehr viel Gelegenheit, in meinem Leben Deutsch zu sprechen. . . . Uebrigens spreche ich fast ebenso geläufig Französisch und sogar ein wenig Italienisch und Spanisch.“

„In der That, Sie sind ja eine Seltenheit unter unsern Offizieren. Sie wären ja der geborene Diplomat bei Ihren Sprachkenntnissen. . . . Nein, ich bin durch und durch Militär. Der Hauptmann lächelte.

„Mylord überschätzen das. Schließlich hat heute jeder bessere Oberkellner in einem größeren Gasthof auch Sprachkenntnisse. . . . Nein, ich bin durch und durch Militär und heute bin ich glücklich, daß ich Hauptmann im Großen Generalstab des Königs bin, dessen Orden ich seit zwei Tagen trage.“

„Sie haben einen Orden erhalten?“ fragte Marianne.

„Unverdienterweise, ganz unverdienterweise, gnädiges Fräulein. Seine Erzellenz hat mir das Georgskreuz für besondere, vor dem Feinde bewiesene Tapferkeit zustellen lassen. Vermutlich hält man es für nachahmenswerthe Tapferkeit, sich aus einem deutschen Feldlazarett bei Nacht und Nebel über die Grenze zu stehlen.“

„Nun, machen Sie Ihre Tat nicht kleiner! . . . Und Sie sind jetzt hier im Generalstab beschäftigt?“

„Sie haben sich gewiß sehr gefreut, Herr Hauptmann?“ fragte Marianne.

„Vor lauter Freude bin ich heute vormittag durch den menschenleeren Hydepart gelaufen und habe mich an seiner herblichen Schönheit entzückt.“

Der Viscount schüttelte abermals mißbilligend das Haupt.

„Uebrigens,“ fuhr Longford fort, und er bediente sich wie unabsichtlich wieder der englischen Sprache, „weil wir gerade vom Dienst sprechen . . . Zwei Dinge, Herr Oberst, hätte ich Ihnen gerne mitgeteilt. Ich hoffe,“ — wandte er sich an Marianne, — „daß Sie mir diese kleine Abschweifung nicht übel nehmen. Ihr Herr Schwager hatte vorhin selbst die Freundlichkeit, zu bemerken, dienstliche Gespräche lenkten ihn von seiner Trauer ab . . . Die Aufgabe, mit der uns Seine Excellenz als „erfahrene Frontoffiziere“, wie er sich auszubringen beliebte, betraut, soll nicht weniger und nicht mehr sein, als den Nachschub, der in den einundvierzig Jahren, die wir bis jetzt Krieg führen, wie wir ja zu unserm Leidwesen an der Front oft genug erfahren mußten, niemals richtig klappte, ins rechte Gleis zu lenken. Wir würden Woche für Woche — so verstand ich wenigstens seine Excellenz — mitgeteilt erhalten, welche Menge an Schießbedarf und wieviel Mannschaften zur Auffüllung der Lücken bereit ständen und sollten danach unsere Anordnungen treffen, damit alle Teile der Front gleichmäßig versorgt würden. — Wie denken Herr Oberst darüber, wenn die Frage nicht unbescheiden ist?“

Der Viscount bewegte schlaff die Linde.

(Fortsetzung folgt.)

## O du fröhliche!

Eine Ostererzählung von A. v. d. Eider.

Nachdruck verboten.

Der Staatshofbauer Frierl Nissen war hinterlistig geworden, seitdem sein einziger Sohn in Flandern fiel.

Er hatte dazumal einen Pakt mit dem Herrgott geschlossen — nicht der Herrgott mit ihm — das konnte sich der große Staatshofbauer wohl leisten.

Er hatte dem Herrgott gesagt: „Ich, der Staatshofbauer, will den schönsten Plan meines Lebens, den ich jahrelang im Herzen getragen habe, aufgeben, nämlich, daß mein Sohn Frieck die Hausrechtler vom Wichtelhof nebenan freit, und es somit ein Hof wird, wie es in ganz Holstein keinen zweiten gibt — ich will davon absehen und mein Jawort dazu geben — all wie sauer es mir wird, — daß Frieck die kleine Wietjen Maas freit, worin er sich nun mal vernarrt hat, obgleich ihre Mutter bloß die kleine wackliche Kathe von Haus hat und zwei Fennen, die auch nicht vom besten Land sind. Aber dafür muß mir der Frieck gesund und mit heißen Knochen aus dem Krieg zurückkehren. Weiter oerlang ich nichts. Aber er ist mein Einziger. Was soll aus dem Staatshof werden, wenn er siele?“

Der Staatshofbauer kam seinem Pakt gewissenhaft nach. Frieck wurde mit der kleinen Wietjen Maas getraut. Der Alte sagte „mein Dochter“ zu ihr, und ein paar Tage lebten die jungen Leute glücklich auf dem Staatshof. Dann zog Frieck ins Feld, und der Alte ließ ihn beruhigt ziehen.

Aber nun kam es plötzlich anders, als es in dem Pakt ausgemacht war. Frieck fiel. Der Erbe des Staatshofes war tot, und die kleine blonde Frau war Witwe.

Das ging dem Bauern über den Verstand. Er begriff seinen Herrgott nicht mehr. Womit hatte er das verdient? Hatte er nicht genug geopfert! Hatte er seinen Pakt nicht redlich eingehalten!

Von der Stunde an haßte er Gott und die Menschen. Wietjen durfte ihm nicht mehr vor die Augen kommen. Immer mehr zog er sich in sich selbst zurück. Meist hockte er auf der Bank hinter dem Ofen wie ein alter bissiger Hund, der jeden anknurrt, der sich ihm nähert.

Wietjen wohnte längst wieder bei ihrer Mutter. Der Bauer zahlte das Kostgeld, und zwar ein reichliches. Er ließ sich nicht lumpen. Nur sehen wollte er sie nicht. Sie kam selten genug auf den Hof, nur alle Festtage mal auf ein Stündchen zum Kaffee und dann nur, wenn Frau Nissen sie extra dazu aufforderte.

Eines Tages bekam die junge Frau ein Kind. Es wäre vielleicht noch alles gut geworden, wenn es ein Junge gewesen wäre, wie die Alte im Stillen gehofft hatte. Dann war wenigstens ein Stammhalter da. Aber es war ein Mädchen. Der Bauer lachte nur bitterböhnisch auf, als er es erfuhr.

Seitdem lastete ein unsichtbarer Druck auf dem Staatshof. Kein Besuch kam mehr über die Schwelle. Der Bauer war nicht mehr aus seiner Dienstadt herauszukriegen.

„Wenn er nur mal ins Freie ginge,“ sagte der Doktor, an den die Frau sich heimlich wandte, „frische Luft, eine andere Umgebung, das ist, was ihm fehlt.“

„Batter,“ hub die Frau an, „Du solltest doch mal den Wetter in Wehrow besuchen. Wir waren so lange nicht dort.“

„Was geht mich der Wetter an.“

„Batter, willst du nicht mal raussehen in den Stall? Ich weiß nicht, ob auf den Großtmacht Verlaß ist.“

„Da ist Verlaß drauf.“

„Nein, er war nicht von der Stelle zu bewegen. Zuletzt schrie er: „Laß mich in Ruh! Hol dich der Teufel!“ Seitdem er mit dem Herrgott die böie Erfahrung gemacht hatte, führte er den Teufel im Munde.“

Er war diesmal selbst am Karfreitag nicht zu bewegen, mit in die Kirche zu gehen. Für ihn gab es kein Fest mehr.

Am Osterjambstag wurde seine Laune vollends schlecht. Da kamen nach alter Sitte die alten Dorfweiber mit ihren Kindern und sangen in der Diele ihren Bettelreim. Es waren dieselben Berse wie früher, nur daß sie sie diesmal statt im lustigem Tone ganz jämmerlich herunterleierten. Das machte die Sache aber nicht besser sondern schlechter.

Der Alte hinter dem Ofen hörte es ganz deutlich:

„Gut Dag, gut Dag, gut Dibelbumbei,  
Kun kam id um min Oster,  
Dat een is witt, das ammer swatt,  
Datt drütte stel id in mien Sack.  
Fru, lat mi nich so lang stahn,  
Id mutt noch'n paar Düs wieder gahn.“

„Ich will Euch bei Eiern,“ brummte der Bauer und war doch im Innern überzeugt, daß seine Frau zu den Großtmacht dem Weibe heimlich ein paar Eier zusteckte.

Als nun gar die Schenerget, Jonslein ganz vernünftige Person, anhub zu singen: „Es ist ein Hof entsprungen —“, da riß dem Bauer die Gebuld. Er sprang auf.

„Kann Sie denn nicht mehr Oftern und Weihnachten unterscheiden?“ herrschte er die Frau an, der vor Schreck der Ton in der Kehle stecken blieb.

Er fuhr in seine Holzpantoffeln, drückte sich die Wülke ins Gesicht und ging zur Hintertür hinaus. Er hörte gerade noch, wie in der Küche die Außenbeern sang:

„Moder sitt mien Dooß ol gut,  
Morgen künmt de Freier.  
Künmt he nich, so hal id enr  
Mit en Bott voll Eier.“

Er warf die Tür hinter sich zu, daß es durchs ganze Haus hallte.

Der Bauer stapfte durch den Garten über die Fennen querfeldein, immer weiter, den Feldweg entlang.

Die Sonne war im Untergehen. Die Luft war mild und frisch. Ein würziger Erdgeruch stieg aus dem Boden auf.

Mit einem tiefen Atemzug blieb er stehen und blickte um sich. Ihm war es, als fänke ein dunkler Schleier von seinen Augen und er könnte freier sehen. Das hatte er gar nicht gedacht, daß es hier draußen so schön war. Sein Hof war doch ein richtiger Staatshof. War er denn wirklich schon so alt, daß er sich nach dem Abnahme stüßchen sehnte?

Er kam nicht weiter mit seinen Gedanken. Vor ihm her gingen drei kleine Mädchen, vielleicht fünf bis acht Jahre alt. Die hielten sich an den Händen gefaßt und sangen aus voller Kehle in den schönen Vorfrühlingsabend hinein.

Er wollte die Kinder anfahren. Wer hat euch singen gelehrt? Aber er besann sich. Die Kinder kannten ihn ja gar nicht. Sie sangen wie die Vögel im Baum, weil sie singen mußten. Es klang sehr schön, viel schöner als in der Kirche:

„O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Osterzeit!  
Welt lag in Banden,  
Christ ist erstanden,  
Freue, freue dich, o Christenheit!“

Der Mann am Wege blieb stehen und faltete seine Hände. Wieder sank ein dunkler Schleier von seinen Augen. Es wurde immer leichter in seinem Herzen. Zum ersten Male seit langer Zeit redete er wieder mit seinem Herrgott.

„Ja, du hast recht. Ich war ein alter Hansnarr. Du hast es immer gut im Sinn gehabt mit dem Staatshof und hast uns gesegnet. Du wirst wohl wissen, warum du uns den Frieck genommen hast. Du hast uns zwei dafür wiedergegeben: die Wietjen und ihr Kind. Du wollst wir zufrieden sein und die alles überlassen, wie du es weiter machst; denn du hast doch nun mal die Oberhand.“

So redete der Staatshofbauer mit seinem Herrgott, und getröstet und gehoben trat er den Heimweg an. Vom Dorfe her läutete die kleine Kirchenglocke das Osterfest ein.

Seine Frau war nicht wenig erstaunt, als er sich am Abend mit dem Gesinde zu Tisch setzte und mit gutem Appetit seine Kartoffeln und Eier aß. Noch mehr aber verwunderte sie sich, als er am Ostermorgen nach Wietjen fragte. Die Zimmerbeern mußte gleich gehen und sie holen. Das Kind sollte sie mitbringen.

„Ich habe mir's überlegt,“ sagte er. „Das Kind ist ja aus dem Vergessen, da könnt Ihr aus den Hof ziehen. Dann hat man doch auch was davon. Ihr gehört nun doch mal hierher.“

Die junge Frau wurde abwechselnd rot und blaß. Also sie sollte auf dem schönen Hof wohnen? Ihr Kind sollte hier aufwachsen? Sie sollte als Friecks Frau gedacht werden?

Sie wollte die Hand des Alten ergreifen, sie drücken, küssen. Er wehrte ab.

„Wenn die Kleine mal groß ist,“ sagte er, „so'n paar Jahr alt, dann mußt du ihr das Singen beibringen. Ich hörte gestern ein paar kleine Mädchen draußen, die sangen so schön —“

„Was sangen sie denn für'n Lied?“ fragte seine Frau.

Er sah vor sich hin. Halb für sich sagte er: „O du Irdische, o du selige —“

„Gnadenbringende Osterzeit,“ fügte die alte Frau Nissen hinzu und drückte unter dem Tisch die Hand der jungen Frau.

## Der Streif der Glocken.

Eine moderne Osterlegende von Martin Feldt.

Eigentlich ist die Zeit der Legenden schon lange vorüber.

Wenigstens behaupten dies die materialistischen Menschen der Gegenwart, die sich tausendmal klüger und aufklärter dünken, als ihre Vorfahren. Aber die Menschen halten sich ja stets für weiser als ihre Ahnen, und zu allen Zeiten waren die Lebenden stolz darauf, daß sie die Modernen seien. Und doch sind sie für die Menschen der Zukunft veraltet und besungen in Aberglauben. Alles ist relativ — auch die Wirklichkeit und die Legende sind relativ. Den Leuten des Jahres 2000 wird unsere heutige Nüchternheit legendär und romantisch erscheinen.

Darum behaupte man nicht, daß die Legende verstummt und gestorben sei. Sie lebt und wird ewig leben. Man muß nur den Willen haben, an sie zu glauben — das ist das ganze Geheimnis.

Die Legende also, die wir heute berichten, erzählt von zwei Glocken, die im Gehäus eines ergrauten Kirchturms hingen. Sie waren alt. Sie kannten Krieg und Frieden und wieder Krieg. Waren aber darob, wie man sehen wird, nicht weiser geworden.

Sie ärgerten sich und das ist bei Menschen wie Glocken ein törichtes Beginnen.

Sie ärgerten sich, weil ihr Glockenstuhl verwaist war. Vor einiger Zeit hatten ihnen die in den Kirchturmluken ein- und ausfliegenden Tauben, die für die Glocken den Telegraphen- und Neuigkeitsdienst versehen, berichtet, daß die Menschen auf der Erde wieder einmal einen gottlosen Plan ausgeheckt hätten. Sie brauchten das kostbare Metall für ihre todbringenden Maschinen — Kanonen genannt — und so hätten sie denn beschlossen, die Glocken von ihren luftigen Wohnorten herabzunehmen und einzuschmelzen.

„Beschlagnahme aller Metalle,“ hatte ein sachkundiger junger Täuferich geschwärmt, und war dann stolz davongeflogen.

Die Glocken zuckten gleichmütig die Achseln. Sie hatten viel erlebt in letzter Zeit, aber daran wollten und konnten sie nicht glauben. Doch bald mußten sie erfahren, daß der Täuferich die Wahrheit gesprochen. Weitern wurden angelegt in dem Turmgestühl, Männer kletterten herauf, brachten profane Urzeuge und Werkzeug mit und begannen mit der Arbeit. Da sie aber den Luftzug hatten, den Turm nicht ganz seiner Sprache zu berauben, nahmen sie nur zwei von den vier Glocken mit.

Die beiden zurückgebliebenen ärgerten sich über ihre Vereinsamung und waren sehr gekränkt. Außerdem fühlten sie sich künstlerisch ernsthaft geschädigt, denn ihre Melodien waren vierstimmig abgestimmt, und nun fehlten die Partnerinnen. Das war mehr als traurig, denn man näherte sich dem Osterfest.

Eines Abends aber belauschten die beiden Glocken ein Gespräch, das der Glöckner mit seinem Gehilfen führte. Sie erfuhren, daß man gewillt sei, ihnen neue Kameradinnen zu geben. Ersatzglocken aus billigem, unreinem Metall; aber immerhin Glocken, die bestimmt waren, die bescheidene Begleitung zum stolzen Duett der edelbronzenen Sängerninnen zu vollführen.

Und eines Abends kletterten wieder Männer im Turmgestühl empor und zogen an Winden eine der erwarteten Ersatzglocken herauf. Dem Ostern stand bevor.

Aber es war, wie man gemerkt haben wird, nur eine einzige Ersatzglocke. Die andere, so erfuhr man, konnte nicht rechtzeitig fertig werden.

Die Arbeiter entfernten sich und ließen die beiden alten Glocken mit der neuen allein. Zuerst musterten die beiden Parteien sich schweigend. Dann fragte die eine der alten Glocken: „Wer sind Sie?“

„Eine Ersatzglocke,“ erwiderte der Neuankunftling mit blecher-nem Ton.

Diese unreine Stimmfärbung veranlaßte die andere echte Glocke zu der Frage: „Darf man wissen, wie es um Ihre Abstammung bestellt ist?“

„Eisen und verschiedene Ersatzlegierungen.“

Die beiden alten Glocken wechselten einen Blick — oh, einen Blick! — und lachten dann so verächtlich und laut, daß ihre Köpfe wackelten.

Dann schimpften sie über die schlimmen Zeiten, den Rückgang der Sitten und die anscheinend im Argen liegende Zukunft. Und während der nächsten Tage und Nächte verrichteten sie ihren Dienst mürrisch und ohne Gefühl.

Dann nahte die Nacht zum Ostermontag.

Stummer und Unzufriedenheit der alten Glocken hatten ihren Höhepunkt erreicht. Sie wollten sich die geschuldete Behandlung nicht widerstandslos gefallen lassen. Es kam zu einer regelrechten Verschwörung, und als Strafe für das Verhalten der Menschen wurde der Osterstreif beschlossen.

Die Ersatzglocke wollte einige Einwendungen machen. Aber da sie in der Minderzahl war, wurde sie ganz einfach überstimmt. Sie mußte mitmachen, oder vielmehr ihr Ehrenwort zum Mitschweigen geben. Der Demonstrationstreif am Ostermorgen war eine beschlossene Sache.

In dumpfer Stimmung gingen die Nachtstunden vorüber.

Der Ostermorgen graute.

Die Glocken hatten sich mit aller Kraft gegen die Balkenfüßen gestemmt, um — trotz des Ziehens an den Stricken — reglos und stumm zu bleiben. Angestrengt starrten sie auf den verwaist vierten Glockenbalken, und der Anblick desselben gab ihnen die Kraft zum äußersten Widerstand.

Der erste Sonnenstrahl drang durch die Luke.

Der Glöckner und sein Gehilfe ergriffen die Stricke und zogen. Und siehe da — trotzdem die Glocken streikten, erhob sich ein wunderbares Geläut. Den alten Glocken lief ein Schauer über die bronzenen Rücken. Mit ihrem Geistes, durch Jahrzehnte versteinerten Instinkt erkannten sie — die Stimmen der Kameradinnen.

Der Glöckner und sein Gehilfe ließen die Stricke los. „Die Stimmen unserer Geschöpfe,“ murrten sie: „siegreich dröhnt es bis in unsere Stadt!“

Der Glöckner und sein Gehilfe hatten recht. Aber auch die beiden alten Glocken hatten recht: es waren die Stimmen der einstigen Kameradinnen, die sich — ihrer neuen Pflicht gehorchend — aus dem Gewirr des fernem, fernem Kampfes lösten, um aus Feindesland herüberzutönen als Propheten des nahen, endgültigen Sieges.

Die beiden alten Glocken senkten ehrfürchtig das Haupt vor diesem Wunder, sie kamen ins Schwingen, und nun erklangen auch sie, ohne es selbst recht zu wissen.

Und niemand erfuhr etwas von dem geplanten Streif der Glocken. Ostern war eingeläutet wie in jedem Jahre.

## Ostergesang.

Horch, wie hell die Osterglocken klingen  
Durch der Lüfte weites, liches Meer,  
Horch, wie herrlich, wie so froh und hehr  
Ihre Klänge von dem Turm sich schwingen!

Horch nur, wie die Vögel jubilierten,  
Wie die Finken schlagen voller Lust,  
Wie die Vögel alle musizieren —  
Stimm' auch Du mit ein aus voller Brust!

Sieh den Himmel, wie er leuchtend strahlet,  
Sieh die Sonne, wie sie fröhlich lacht,  
In des Hethers tiefer Bläue hallet  
Sauchzend, schwellend Harmonienpracht!

Ostermorgen, Glocken, Frühlingstimmen!  
Neues Leben grünt im Sonnenschein!  
Menschentand, nun laß das Grübeln sein,  
Laß die Sorgen, laß das trübe Simmen!

Freude soll in Deiner Seele tagen,  
Daß sie sacht begrabe alten Schmerz,  
Daß die Pulse wieder fröhlich schlagen,  
Define weit die Augen, weit das Herz!

Osterglocken bringen Siegeskünden  
Ueber Feinde, die uns rings bedrohen,  
Von dem Tod, der ewig überwunden  
Und besiegt durch Gottes heil'gen Sohn!

Drum erklingen heut so hell die Glocken  
Durch der Lüfte golddurchwob'nes Meer,  
Ihre Klänge himmelan frohlocken  
Siegeskünden herrlich, groß und hehr!

Owensdine Gordon.

## Charade.

Die beiden Ersten ruh'n im Schoß der Erde,  
Bis sie des Menschen Fleiß zum Licht gebracht.  
Meist halten sie sich heimlich und verborgen,  
Bis sie heraus dann treibt des Feuers Macht.

Das Letzte macht man oft beim Kartenspiele,  
Der Schneider macht's; man wird dadurch verlegt.  
Das Ganze, Werk von kunstgeübten Händen,  
Schmückt hier die Wände meines Zimmers jezt.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer!

Daß du schon Kriegsangelei gezeichnet?